

Von echten Dinaren und falschen Talern

Die Ausstellung „Verlorenes Geld“ in Dresden zeigt, auf welche Weise Zahlungsmittel und Krisen schon immer verknüpft waren

VON ROBERT SCHRÖPFER

Dresden. Man stelle sich vor, in Amerika hätten Banken leichtfertig Kredite vergeben und eine Bodenspekulation sondergleichen angefacht. Die Wirtschaft boomt. Aber als die ersten Schuldner Zins und Tilgung nicht mehr bedienen können, platzt die Blase plötzlich. Banken brechen zusammen und ziehen weitere Handelshäuser mit sich. Und über Großbritannien erreicht die Krise auch den europäischen Kontinent. Doch nicht von der Gegenwart ist hier die Rede, sondern von der Bankenkrise des Jahres 1837. Gut fünf Jahre brauchte Amerika damals, dessen Regierung Staatshilfen verweigerte, um sich von den Folgen, Rekordarbeitslosigkeit und rasanter Geldentwertung zu erholen.

„Verlorenes Geld“ – so lautet auch der Titel einer Ausstellung des Dresdner Münzkabinetts im Museum für Sächsische Volkskunst, das sich jetzt „Inflation und Finanzkrisen gestern und heute“ zuwendet. Dabei werden mit vielen Exponaten und historischen Fallbeispielen wie dem von 1837 nicht nur Grundbegriffe und Mechanismen von Geldmarkt und Finanzwesen erläutert. Schnell wird auch deutlich, dass Geld und Krise untrennbar zusammengehören – von den Geldentwertungen in der Antike bis hin zur aktuellen Hyperinflation im afrikanischen Krisenstaat Simbabwe.

Schon als Hannibal im zweiten Punischen Krieg 216 v. Chr. vor den Toren Roms stand, konnte die bedrohte römische Republik den Krieg nur dadurch finanzieren, dass Münzen Kupfer beigemischt wurde. Der Feingehalt von Silbermünzen sank von einst 98 auf we-



Antike Inflation: Der römische Kaiser Gallienus auf einer mit viel Kupfer „gestreckten“ Silbermünze.

—FOTO: ROGER PAUL

niger als drei Prozent. Ein Muster, das sich später vielfach wiederholte, etwa zu Beginn des Dreißigjährigen Kriegs, als „Kipper und Wipper“ das Vertrauen in das Geld zerstörten. Um ihre Heere zu unterhalten, hatten viele Landesherren vollwertige Münzen wiegen („wippen“) und überstehende Ränder abschneiden („kippen“) lassen. Aus dem so gewonnenen Silber wurden

neue, minderwertige Münzen mit hohem Kupferanteil geprägt.

Mit Herausbildung des modernen Finanzwesens im Italien der Renaissance gewann die Krisenfälligkeit jedoch eine neue Dimension. Arabische statt römische Ziffern und die Einführung der Null, Wechselbriefe und die doppelte Buchführung aus Soll und Haben machten nicht nur einen besseren Fernhan-

del und komplexere Geldgeschäfte möglich. Sie potenzierten auch die Risiken. Bedeutete etwa ein Schiffbruch und der Verlust der Ladung zuvor für den Eigner und allenfalls noch dessen Umfeld eine wirtschaftliche Katastrophe, so reichten nun bisweilen schon Gerüchte über die drohende Zahlungsunfähigkeit eines Schuldners, um Gläubiger und Anteilseigner per Domino-Ef-

fekt mit in den Ruin zu reißen. Besonders gefährdet waren dabei jene, die berufsmäßig Geld verliehen. Nicht umsonst, so belehrt die Dresdner Schau, kommt Bankrott von „banca rotta“ – zerbrochene Bank.

Ob echte römische Denare, Schinderlinge oder falsche Silbertaler, wie sie Friedrich II. von Preußen im besetzten Sachsen des Siebenjährigen Krieges prägen ließ, ob Eisenbahn-Aktien aus dem 19. Jahrhundert oder Banknoten mit vielen Nullen: In fast allen Epochen kann sich die Dresdner Ausstellung auf originale Exponate stützen. Auch ein alter Panzerschrank und viele Abbildungen sind zu sehen. Doch ihre eigentliche Stärke ist, dass sie die Betroffenen von Inflation und Krisen nicht aus den Blick verliert. Denn bezahlen musste die Geldentwertung neben berühmten Bankrotteuren fast immer auch die große Masse namenloser kleiner Leute.

Im Alten Rom blieb den Tagelöhnnern, Handwerkern und Staatsbediensteten in den Städten nichts anderes übrig als der Versuch, die Geldentwertung mit höheren Preisen zu kompensieren – und sie damit erst recht in Schwung zu bringen. Und zur großen Inflation von 1923, eine Folge der im Ersten Weltkrieg angehäuften Staatsverschuldung und der Reparationen, zeigt die Ausstellung einen Packen Papiergeld, 100 Millionen Mark, fein säuberlich in 1000 Scheinen à 100.000 Mark gebündelt, auf eine Waagschale gelegt. Daneben ihr realer Gegenwert – ein paar Kartoffeln.

SERVICE

„Verlorenes Geld“ ist noch bis 15. November im Museum für Sächsische Volkskunst zu sehen. Geöffnet ist dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr.